

KULTUR

«Rivoluzione»: Das Kunsthaus widmet der italienischen Moderne eine kontrastreiche Schau. 51

Lorenz Keiser: Eine Auswahl seiner TA-Kolumnen ist als sehr amüsanter Sammelband erschienen. 51

Leben: In den Bergen findet man jetzt Pilze, die besonders gut schmecken. 64



Leipziger Poeten lästern, höhnen und motzen

19 Jahre nach dem Mauerfall boomt in der ehemaligen DDR die Untergrundliteratur. Volly Tanner, Michael Schwessinger und Hauke von Grimm über die Kraft der Unzufriedenheit.

Von Mitra Devi*, Leipzig

Sie ist nicht die Hauptstadt, auch nicht die wichtigste und schon gar nicht die schönste Stadt Deutschlands. Doch Leipzig hat mehr Künstler und Aussteiger hervorgebracht als viele andere Orte der ehemaligen DDR. Die Innenstadt lockt mit der renovierten Nikolaikirche, dem Gewandhaus und edlen Ladenpassagen jährlich Tausende von Touristen an. Ganz anders die Aussenquartiere.

In den Stadtteilen Connewitz, Reudnitz und Lindenau, auch Bronx von Leipzig genannt, stehen nach der grossen Abwanderungswelle in den Westen unzählige Häuser leer und verfallen. Hierher verirren sich keine Touristen. Das Unkraut wuchert in den Hinterhöfen. Viele Bewohner sind Hartz-IV-Bezüger und leben von wenigen Hundert Euro monatlich. Die Arbeitslosenquote ist hoch, die Anzahl der Alkoholiker und Neonazis ebenso. Es sind vor allem junge Männer ohne Ausbildung und Zukunftschancen, die schon am Morgen sturzbetrunken Hitler-Sprüche johlen.

Umso mehr erstaunt es, gerade in diesen Teilen der Stadt auf eine lebendige Literaturszene zu stossen. Auf Autoren, die nicht deshalb schreiben, um reich und berühmt zu werden, sondern um Ungerechtigkeiten anzuprangern und gesellschaftliche Abgestumpftheit aufzuzeigen. Sie lesen in Bars, Fabrikhallen und Heavy-Metal-Schuppen. Im Heizhaus, dem Kulturbundhaus, der Kunst- und Bauerschlosserei. Sie tragen ihre Texte in rauchgeschwängerten Szenekellern vor, während im Hintergrund die Gläser klirren. Die vereinbarte Lesedauer überziehen sie ums Doppelte und würgen ihre Storys mit schrillen Einschüben über das Leben. Im Lindenfels, einer alternativen Kneipe an der Karl-Heine-Strasse, treffen sich die Autoren Tanner, Schwessinger und von Grimm zum Gespräch.

Die Schattenseiten des Lebens

Der bekannteste Untergrunddichter Leipzigs ist der 37-jährige Volly Tanner. Er schreibt roh, zornig und mit sprachlicher Virtuosität gegen Ignoranz und Beschönigung. Sein Markenzeichen ist die Arbeitermütze mit dem aufgepinnten fünfzackigen Stern. Geboren im ostdeutschen Halle, studierte Tanner unter anderem Baustofftechnologie und zog 1990 nach Leipzig. Auf die Frage, wie er zum Schreiben gekommen sei, grinst er: «Weil ich keine Mädels abgekriegt habe!» Er habe nie gut ausgesehen, doch sein Vorbild Charles Bukowski schliesslich auch nicht, und der habe massenweise Frauen gehabt. Mit sechzehn schrieb Tanner Texte für seine Punkband, war eigensinnig und unbequem, nahm kein Blatt vor den Mund, lästerte, höhnte, motzte. Das ist bis heute so geblieben.

Mit seiner Familie pflegt Tanner seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr. «Mein Bruder ist ein Bulle», berichtet er, «mein Vater ein Rechtsradikaler.» Gerade weil Tanner die Schattenseiten des Lebens kennt, erzählt er in seinen Büchern von Jugendlichen, die sich mit Drogen vollpumpen, von dreizehnjährige Mädchen, deren Zuhause zu einem Bordell umfunktionierte wurde, von Besäufnissen, Gewalt, Dreck und Verzweiflung. Schreiben ist für ihn Lebenselixier und Ventil, es gibt keinen Tag, an dem er nicht an seinen Texten arbeitet. «Andere gehen zum Psychiater», sagt er, «ich schreibe.» Seine sieben Bücher, die in verschiedenen Verlagen erschienen sind, haben Titel wie «Berlin muss brennen», «Dunkle Rebellen» und «Bastardparadies».

Wenn man Tanner an einer Lesung erlebt, sich von seiner rauchigen Stimme mitreissen und seine Texte wirken lässt,



Schreiben, um Ungerechtigkeiten anzuprangern und gesellschaftliche Abgestumpftheit aufzuzeigen: Die Autoren Hauke von Grimm (ganz oben), Volly Tanner (links unten) und Michael Schwessinger.

die so vieles schildern, von dem man wünschte, es wäre nicht wahr; wenn man ihn auf der Bühne betrachtet, die Flasche Bier in seiner Hand, deren Pegel stetig sinkt, spürt man hinter dem Aufbegehren einen sensiblen, verletzlichen Menschen. Einer, der schreiben muss, um nicht zu schreiben.

Bitterböse Reaktionen

Der 31-jährige Michael Schwessinger ist introvertierter. Er spricht leise, über sein Gesicht huscht nur selten ein Lächeln, als misstraute er zu viel Harmonie. Aufgewachsen in einem fränkischen Dorf und Ethnologie-Student, packt Schwessinger seine Erlebnisse in pointierte Kurzgeschichten. 2004 wollte er eigentlich nur von seinen Erfahrungen als Westdeutscher, der in die ehemalige DDR ausgewandert ist, erzählen. Dass sein Buch «In darkest Leipzig», (Edition Paper One) kaum nach seinem Erscheinen solch einen Aufruhr verursachen würde, hätte er nicht gedacht. Denn seine Storys spielen in Lindenau, dem Stadtteil, der in den Reiseführern lieber nicht allzu explizit erwähnt wird. Und wenn, dann nur in einem kleinen Abschnitt über die Baumwollspinnerei, die, ehemals illegal von Künstlern besetzt, inzwischen so hip ist, dass die riesige Künstlerkolonie von Journalisten aus dem In- und Ausland kurzerhand dem Stadtteil Plagwitz zugeschrieben wird.

Michael Schwessinger schreibt nicht über hippe Orte. Seine Themen sind die Verlierer, die Gefangenen, die Unglücklichen. Mit akribischer Beobachtungsgabe schildert er in seinem Buch «Von Seemännern und anderen Gestrandeten» einen Vater, der sich in einem namenlosen Super-

markt entscheiden muss, von seinem letzten Geld ein Eis für seine kleine Tochter oder ein Bier für sich zu kaufen. Schwessingers Stimme ist aufgewühlt, wenn er diese Geschichte vorliest. Das alltägliche Elend berührt und inspiriert ihn gleichermaßen. Mit Sarkasmus und Galgenhumor hält er den Leuten den Spiegel vors Gesicht, was bei vielen zu bitterbösen Reaktionen geführt hat.

Einige, die «In darkest Leipzig» gelesen und die Figurenbeschreibungen – wohl zu Recht – auf sich bezogen haben, forderten bei der Quartierbuchhandlung Seitenblick das Verbot des Buches. Doch Schwessinger lässt sich nicht einschüchtern. Seit Monaten steht sein Werk im Seitenblick auf der Bestsellerliste an erster Stelle, noch vor Harry Potter.

Lesen für Schwarzgekleidete

Hauke von Grimm ist im ostdeutschen Colditz aufgewachsen. Als die Mauer fiel, war er 13, inzwischen ist er 32 und lebt seit fünf Jahren in Leipzig. Als einer der wenigen in seiner Szene geht er einer täglichen Arbeit nach. «Mein Job als Bademeister in Bad Lausick ist so ereignislos, ich kann gar nicht anders als pausenlos Geschichten in meinem Innern entwerfen.»

Spricht man in einer Kneipe mit Hauke von Grimm, redet er undeutlich und schnell, nuschelt die Worte unter seinem schwarzen Hut hervor, und wenn man nicht aufpasst, hat man die Pointe verpasst. Auf der Bühne wird er ein anderer. Vor dem Publikum stehen und lesen, die Zuschauer fesseln, bannen und mit eingestreuten verruchten Anekdoten erschrecken sind seine Elemente. Da dreht er auf, genießt das Bad in der Menge. Seine Lese-reihen sind gut besucht von Gothics, Heavy-Metal-Anhängern und anderen Schwarzgekleideten.

Er organisiert nächtelange Monsterlesungen mit diversen Autoren, wie an der

letzten Buchmesse in der Galerie im Heizhaus. Jeden dritten Donnerstag präsentiert er im Kunststoffklub eine Mischung aus Lesung, Theaterperformance, Film und Musik. Daneben bringt er das zu Papier, was ihm während seines Bademeisteralltags durch den Kopf schwirrt. Kurze Geschichten, Gedichte und abgründige Betrachtungen. 2007 sammelte er die Texte seiner Kollegen und fungierte als Herausgeber des mit schwarzweissen Fotos illustrierten Short-Story-Bands «Revierkötter», das in der Edition Paper One erschienen ist.

Geld ist für Hauke von Grimm eine unangenehme, aber nötige Nebensache. «Ich wäre froh, das Ganze würde ohne Kommerz gehen», sagt er. «Doch das ist nicht möglich. Wir brauchen Geld, um Flyers zu drucken und Räume zu mieten.»

Gibt es Missgunst oder Eifersucht zwischen den Schriftstellern? Ist jemand der Publikumsliebhaber, nachdem sein neuestes Werk in der «Leipziger Volkszeitung» besprochen wurde? Die Fragen scheinen unangebracht, alle «Revierkötter», wie sie sich auch selber nennen, schütteln verständnislos den Kopf. «Wir sind füreinander, nicht gegeneinander!»

Als die drei Autoren etwas über die Schweizer Literaturszene erfahren, über perfekt organisierte Lesungen, die pünktlich beginnen und pünktlich enden, über Schriftsteller, die ohne Honorar nicht auftreten, schweigen sie perplex. Nach einer Weile sagt Volly Tanner, und die beiden anderen pflichten ihm bei: «So ein kommerzielles Dichterleben würde mich todunglücklich machen.»

* Mitra Devi, 1963 in Zürich geboren, hat sechs Bücher veröffentlicht. 2007 lebte sie ein halbes Jahr als Krimi-Stadtschreiberin in Leipzig. Zuletzt ist von ihr der Kriminalroman «Stumme Schuld» (Pendragon, 2008) erschienen, der 1. Band einer Serie um eine Zürcher Detektivin.

GUT ZU WISSEN

Stadionrock

Am 29. August 1966 spielten die Beatles ihr letztes Konzert. Und wie immer, wenn die Engländer auftraten, war auch im Candlestick Park, einem Sportstadion in San Francisco, von der Musik kaum etwas zu hören. 25 000 Fans kreischten den Sound nieder, der aus der schwächlichen Verstärkeranlage schepperte. «Ich spürte, dass es das war. So würden wir nicht noch einmal auf Tour gehen», sagte der Beatles-Gitarrist George Harrison später in einem Interview. Die Beatles beendeten ihre Konzertkarriere, weil sie keine Stadionband waren.

Aber die Tonanlagen wurden stärker. Als Band erfolgreich zu sein, hiess darum in den Siebzigerjahren, das Stadion zu erobern. Dort waren allerdings neue Reize gefragt. Möglicherweise auch, weil man ob der lauten Musik das eigene Gekreische nicht mehr verstand; vor allem aber, weil die Eagles oder Led Zeppelin nun fast nicht mehr zu erkennen waren, so weit entfernt throneten sie. Also wurde die Bühnenbeleuchtung zur Lichtshow. Oder noch besser: Pink Floyd liess ab Mitte der Siebzigerjahre ein riesiges, aufblasbares Schwein über dem Stadion schweben. «The Wall» war dann ab 1979 ein so grosses Bühnenspektakel, dass Pink Floyd es nur noch in wenigen, besonders grossen Stadien zeigen konnten. Erst später kam man darauf, für Rockaufführungen das Stadion von Grund auf neu zu bauen. Stadionrock im Endstadium. Oder: Madonna vor 70 000 Leuten in Dübendorf.

Stadionrock, das ist die letzte Stufe in der Entwicklung einer Band. R.E.M. beispielsweise, die diese Woche in Zürich im Hallenstadion aufgetreten sind, waren eine kleine, intellektuelle Gitarrenband, die langsam wuchs und bekannter wurde und erst knapp zehn Jahre nach ihrer Gründung den grossen Durchbruch – und den Sprung ins Stadion – schaffte. Heute sind sie der Inbegriff einer Band, die in den Stadien der Welt ihre alten Erfolge verwaltet und dabei ständig an Spannkraft verliert. Coldplay, die am Sonntag im Hallenstadion spielen, sind auf bestem Weg dazu, zu einem dieser Dinosaurier der Szene zu werden: so wuchtig wie behäbig in ihrem Bemühen, das eigene Aussterben noch ein wenig hinauszuzögern. Manchmal ist es rührend, zu sehen, wie sich eine Band gegen dieses Schicksal sträubt.

Pearl Jam mimten noch jahrelang die kleine Garagecombo, indem sie auf der grossen Bühne ganz nah zusammenrückten.

Andere haben die Herausforderung noch so gerne gepackt. Bruce Springsteen ist unerreicht darin, auch auf der grössten Bühne noch als der sympathische Kerl rüberzukommen, mit dem man in der Bar um die Ecke ein Bier trinken könnte. Die Raffinesse seiner Songs ist gross; aber nie grösser als ihre melodiose Strahlkraft und schiere Rockpotenz. Bei ihm oder bei Bryan Adams (Bild, bei seinem Auftritt im Hallenstadion) lässt sich nachhören, was gemeint ist, wenn heute von «Stadionrock» als einer bestimmten Art die Rede ist, Rockmusik zu spielen: Es sind eingängige, markante Songs, die leicht mitzusingen sind und die mit grosser Geste und angemessenem gitarristischem Donnerhall ins Stadion gedrückt werden. Das heisst auch, dass nicht jede Rockband, die im Stadion spielt, Stadionrock macht: Radiohead, U2 oder Neil Young werden gewöhnlich für zu nuanciert gehalten, als dass man sie mit diesem Stil in Verbindung bringen würde.

Den Stadionrock als eigene Kunstform, als eigentliche Raison d'être zelebriert haben nur wenige. Vor allem aber Queen mit ihrem unvergleichlichen, 1991 verstorbenen Sänger Freddie Mercury. Ob «We Will Rock You» auch ohne ihn der beste Stadionrocksong aller Zeiten ist, wird man am Montagabend wissen, wenn die überlebenden Musiker von Queen mit dem neuen Sänger Paul Rodgers im Hallenstadion antreten.

Christoph Fellmann

